

Ingenieur Horstmann.

...Roman von...

Wilhelm Segeler.

(20. Fortsetzung.)

„Er ist es! Es ist wirklich Gustav!“ dachte sie. „Mein Gott, ist sein Haar weiß geworden! Hat ihn das Leben zugerichtet! Und daran bin ich schuld! Ach, mein Gott, Gott, das bösen Glück, das ich genossen habe, er hat es theuer bezahlt!“

Sie ging ihm entgegen, drückte ihm stumm die Hand und führte ihn nach der Bank hin. Er nickte ihr zu und sah sie aus seinen von biden Thränenfäden umrandeten Augen an, die noch diesen eigentümlich schweremüthigen Ausdruck wie früher hatten.

Sie setzten sich auf die steinerne Bank. Zu ihren Füßen zitterten gelbe Ringe auf der schattigen Erde. Unter dem Baum gegenüber tanzte ein Fledermausgeschwärm. Jemand in der Nähe gurrte Lachlauten. Aus der Ferne, aber doch deutlich hörbar, drang das Geschrei der Irren aus den Töbchen zu ihnen.

„Hast Du mir verziehen, Anna?“ Sie fuhr auf.
„Was? ... Ja, ja, ich hab's längst. Ach, sprich doch nicht davon!“
„Hast Du keinen Groll mehr gegen mich?“

„Nein, nein!“ Wirklich nicht! ... Denk' doch nicht daran! Das alles ist doch längst vergeben und vergessen!“

„Ich hab' immer daran denken müssen“, erwiderte er finstern. „Jeden Tag hab' ich's vorgehalten. Und das war gut, denn es hat mich beruhigt.“

Er starrte in finsternem Blicke vor sich hin.

„Ich habe viel durchgemacht...“ sagte er nach einer Weile.

Sie ergriff seine Hand, die in ihrer unförmlichen Größe ausgebreitet auf seinem Knie lag, und drückte sie leise.

„Armer Gustav!“
„Warum bist Du nicht früher gekommen?“

„Ich durfte ja nicht. Die Aerzte verboten den Besuch.“
„Und Du hast ihnen gehorcht?“ fragte er bitter.

„Ich that es doch in Deinem Interesse, damit Du wieder gesund wirst.“

„Hättest Du lieber mit geglaubt, Anna, was ich Dir schrieb. Das wäre besser gewesen. Die Aerzte haben was Rechtes gewußt, was mir gut that, und was nicht. Die haben auf mich gehört, so wenig, als wenn ihnen ein Hund was vorbestellte.“

„Du mußt nicht so sprechen, Gustav. Wir haben doch alle nur Dein Bestes im Auge gehabt.“

„Ja... auch als Ihr mich entmündigt habt?“

Eine hohle Klotz floß über seine tiefgefurchte Haut. Seine zitternde Hand ballte sich zur Faust unter Anna's Hand.

„Dah' Ihr das gethan habt! ... Ich könnte alles hergeben. Aber das! ... Verflucht!“

Er rang mit sich, während die abgegriffenen Worte in dumpfen Stöhnen übergingen. Anna wurde von namenloser Angst ergriffen. Sie blickte sich nach dem Wärter um. Sie wollte etwas erwidern, aber die Phrasen blieben ihr im Halse stecken. Allmählich ging sein stöhnender Athem langsamer.

Er wachte sich den Schweiß von der Stirn und verlor in Schweiß. Gedrohen sah er da, das Feuer, das noch einmal aufgeglüht war, war erloschen. Dualvoll langsam schlichen die Augenblinde hin. Anna starrte geradeaus, ins Leere, um dies gramvolle Gesicht nicht zu sehen.

„Wie entsetzlich ist das!“ dachte sie. „So quält man ein Thier nicht, wie ich ihn gequält habe! Warum bin ich nur gekommen? Ich werde immer dies Stöhnen hören. Das wird mich nun verfolgen, heute Nacht, morgen, alle Tage... Ah, warum habe ich ihn so leiden lassen? Ich wollte glücklich sein. Das bösen Glück! Du lieber Himmel! Ich war ja nicht einmal glücklich! Was ist denn eigentlich Glück? Frieden haben — das ist wohl das Beste! Wenn ich doch nur etwas wüßte, was ich ihm zum Gefallen thun könnte, ein gutes Wort, irgend etwas Liebes!“

Horstmann hatte den Stod, der vorher zur Erde gefallen war, ergriffen. Er schien ruhiger.

„Wie hast Du denn die Zeit über gelebt, Anna?“

„Ich... Ich war lange krank, das habe ich Dir ja geschrieben. Und dann... dann haben wir ganz still gelebt!“

„Wer — wir?“

„Mama und...“

„Deine Mutter lebt also noch?“

Sie nickte und fuhr rasch fort:
„Und Lotte. Das Kind hängt so an Dir. Uebrigens hat sie mir auch einen Brief an Dich mitgegeben.“

Er steckte das Schreiben, das ihm Anna reichte, in die Tasche.

„Ich will ihn später lesen... Also die hängt so an mir! Und ich habe mich nie um sie gekümmert. Ganz wie ihre Mutter, die hing auch so an mir.“

Horstmann schwieg nachdenklich. Dann fragte er:
„Hast Du viel Gesellschaften ge-“

lichte Staubwolke hatte sich schon hinter dem fortrollenden Wagen erhoben, die sie unsichtbar machte, während er noch immer auf der Landstraße stand und ihr nachstarrte.

Als Anna in dem romanhäusener Gasthaus ankam, fand sie Bert schon in einem Extrazimmer vor dem gedekten Mittagstisch auf sie warten.

„Hast Du Dich aber lange aufgehalten!“ sagte er. „Ich bin derweil vor Hunger halb gestorben.“

Während sie stumm die Suppe aßen, betrachtete er sie.

„Na, wie war's denn eigentlich? Es hat Dich wohl ein bißchen altert?“

Sie schüttelte sich und sagte finstern: „Bert, wir sind beide Schiffe!“

Er schürzte behaglich den Löffel leer und erwiderte:

„Das hab' ich schon längst gewußt!“

„Um vier Uhr bestiegen die beiden den Dampfer, mit dem sie nach Bonn fahren wollten.“

Nach dem Mittagessen wartete Horstmann mit seinen beiden Wärtern einen Spaziergang nach Lahmersdorf.

Zwischen den Anstaltswandern war es ihm zu eng. Er nahm in dem kleinen Wirthsgarten der Landungsbrücke gegenüber Platz und bestellte eine Flasche Bierbessemer. Der Wirth sollte seine fieberhaft wallenden Blut fühlen. Die beiden Wärter sahen ihm gegenüber Neues rauchte aus einer langen Spitze eine Cigarette und unterließ sich gönnerhaft mit seinem Kolleg, der wie ein armerlicher Kirchendiener aussah.

Nur wenig Gäste sahen im Schatten der Rastionen. Dünner scharrten im Sande, ein Hahn baute sich auf einen Tisch geschwungen und rechte laut krähen den Hals aus. Aus einem vor Anker liegenden Schiff trug Arbeiter schwere Körnbüschel über schwanke Bretter zum Ufer hin. Am Gausseffrand sah ein Steinlocher mit blauer Brille, zwei andere Arbeiter besetzten den Weg aus.

Horstmann ließ sich Papier und Schreibzeug geben und richtete folgende Zeilen an seine Frau:

„Innig geliebte Anna!
Du sitzt jetzt schon im Zuge und wenn ich in meine Gefangenschaft zurückgeführt bin, wirst Du bald zu Hause sein. Mir kommt es als purer Unsinn vor, daß ich noch wochenlang von Dir getrennt sein soll, wo ich doch weder jetzt krank bin, noch jemals dertartig krank war, daß ein Aufenthalt in einem solchen Hause angebracht war. Was das heißt, als Gesunder unter Verrückten eingesperrt zu sein, kann nur der begreifen, der es wirklich erlebt hat. Doch ich will nicht klagen. Ich will gern all meine Leiden vergessen. Da ich weiß, daß mich zu Hause eine neue Frau erwartet, mit der ich von nun an Freud' und Leid theilen werde.“

Da kommt die „Vorelen“ schon. Eine liebliche Hoffnung gaufelt mir vor. Du sitzt im Schiffe und ich könnte Dir die letzten Abschiedsgrüße zuwinken. Ich thue es im Geiste. Seit viel tausendmal gelüht von Deinem Däch' sehnsüchtig erwartenden Gustav.“

Nachdem Horstmann den Brief geschlossen hatte, reichte er ihn Mewes. „Stecke ihn in den Schiffsbriefkasten.“

„Wenn er per Bahn geht, kommt er schneller an“, erwiderte Mewes, der zu träge war, in diesem Augenblick aufzustehen.

„Dann werde ich ihn selbst einfrieden.“

Horstmann erhob sich, während ihm Mewes jetzt nothgedrungen folgte und ging zu der Landungsbrücke hinunter, an die der Dampfer antrieb.

An Bord des Dampfers sah Anna, neben ihr, von ihrem Sonnenschirm mit geschützt, Bert. Anna hatte den Kopf ausgelehnt und starrte mit schmerzhaften Gedanken in's Wasser. Auf der Landungsbrücke stand ein Herr, der einen kleinen Jungen mit einer Botenfristrommel an der Hand hatte. Die beiden wollten einsteigen. Hinter ihnen stand Horstmann. Die Matrosen hatten das Tau um die Pfosten gewonnen, das schwanke Schiff lag schon an die Brücke gepreßt.

Plötzlich sah Anna, wie Bert zusammenfuhr.

„Donnerwetter!“

Im selben Augenblick rief eine Dame aus:

„Herzlieb, der Mensch ist wohl verrückt!“

Als Anna aufschah, stand kaum fünf Schritte von ihr entfernt ihr Mann. Er hatte die Arme ausgestreckt und den Mund zum Schreien geöffnet, aber sein Ton kam aus seiner Kehle. Mewes hielt ihn an der Schulter fest und suchte ihn zurückzuführen. Horstmann drängte nach dem Schiff hin, wurde aber von den Matrosen beiseite gehalten. Da trief er einen trampfhaften Schrei aus, padte mit einem Geheul in's Gesicht. Nun entstand ein ungeheurer Tumult. Vom Ufer her kamen die Sadržäger und Schauffreier herbeigeeilt. Ein dichter Anäuel umdrängte den Wüthenden, der von der Brücke geschleift wurde. Auf dem Schiff war alles nach dem Bordord gestürzt. Schon neigte sich der Dampfer, von den Tauen nur noch los gehalten, bedrohlich dem Ufer zu, als die Matrosen zurück rannten und die Tawe lösten. Der Kapitän schrie seine Befehle in's Sprachrohr. Schmersföllig setzte sich die Maschine in Bewegung, während die Passagiere von dem Steward und den Matrosen verdrängt, um Fische und Stühle sprangen, um das Ufer übersehen zu können.

Das Rad warf erst langsam, dann schneller die Wassermassen hoch. Während sich das Ufer mit der Brücke reichend schnell entfernte, schien das Schiff still zu liegen. Bald aber hatte es die Strömung gewonnen und tanzte leicht auf den Wellen dahin. Neckisch tauchte am Bug der nach Leih der Vorelen, von Wasserperlen überrieselt, auf und nieder.

Aber noch immer starrte Anna mit entsetzten Augen auf den dichten, durcheinander wogenden Haufen nackter Männer, die ihren Mann über die Chaussee hinschleiften.

Wenige Tage, nachdem Anna aus Romanhäusen zurückgekehrt war, erhielt sie den Besuch des Geheimraths Zimmer.

Das, was sie schon wußte, schilderte er ihr so, wie es sich nach der Auffassung der Anstaltsärzte abgepielt hatte. Ihr Mann, aufgeregt durch ihren Besuch, war wieder in seine Hallucinationen verfallen und hatte auf dem Dampfer seine Frau zu entdecken geglaubt. Da der Wärter ihn am Bestehen des Schiffes verhinderte, hatte er einen Tobsuchtsanfall bekommen. Man hatte ihn mit Gewalt nach der Anstalt zurück transportieren müssen. Leider war dem Wärter dabei mitgespielt worden. Was aber noch schlimmer war, am nächsten Tage hatte der Kranke einen unbewachten Augenblick zu einem Selbstmordversuch benützt und sich mit einem Tischmesser den Hals aufgeschlitten.

Frau Horstmann hatte schweigend zugehört. Bei den letzten Worten wurde sie noch fahler.

„Ist die Wunde gefährlich?“

Der Geheimrath nickte.

„Ich muß Ihnen leider sagen, daß Lebensgefahr vorhanden ist. Der Direktor schrieb mir, daß nicht alle Hoffnungen von der Hand zu weisen wäre, aber eine bestimmte Versicherung kann er mir nicht geben.“

Anna blickte unbeweglich aus dem Fenster. Barum wünschte ich mir nicht, daß Gustav stirbt? dachte sie. Warum bin ich so schwach, daß ich vor diesem Gedanken erschrecke? Vielleicht wenn er todt ist, wenn eine Zeit hingegangen ist, werde ich es als Erlösung betrachten... Aber es müßte viel Zeit hingehen. Mir scheint der Augenblick, wo ich wieder ruhig aufatme, liegt in unendlicher Ferne.

„Wir wollen das Beste hoffen, gnädige Frau“, sagte der Arzt. „Ihr Gemüth ist doch eine gesunde Natur. Aber was ich gesagt habe! Ich verpöchte mir von diesem Besuch von Anfang an nichts Gutes. Und leider hat sich meine Ahnung schlimmer bestätigt, als ich gedacht habe. Nach meiner Meinung läßt man jetzt den Kranken zu viel Freiheit. Man will sie möglichst schonend behandeln und verzicht dabei die nöthigsten Vorkehrungen.“

Er seufzte und fügte hinzu:

„Aber ich will an anderen nicht tabeln, worin ich selbst zuerst gefehlt habe... Jedenfalls dürfte ein Besuch oder ein Ausgange des Kranken in Zukunft auf das strengste zu vermeiden sein.“

Einige Wochen nach diesem Besuch meldete Mewes sich. Er hatte ein böse verheiltes Gesicht. Sein Kniebein war gebrochen, außerdem waren ihm sechs Zähne eingetreten. Er verlangte fünftausend Mark Schmerzensgeld. Damit wollte er in Düsseldorf eine Schankwirtschaft eröffnen und sich verheirathen. Frau Düsselbach, mit der er verhandelte, versuchte anfangs, seine Forderung auf die Hälfte zu reducieren, aber Mewes, im Bewußtsein, daß er seine Leute in der Hand habe, zeigte sich halsstarrig und erlangte schließlich das ganze Geld.

Der Winter kam, und die Gesellschaften begannen. Frau Horstmann machte viel mit, aber sie hatte an dem ganzen Treiben die rechte Lust verloren. Es kam ihr plötzlich vor, als ob das alles, was sie in dieser Saison sah und hörte, schon einmal da gewesen sei, und zwar besser, freier und schöner. Die Gesichter, die Gespräche, die Leisten der anderen Frauen, die Schmeicheleien, die man ihr sagte, alles erschien ihr langweilig und abgestanden, ebenso wie die ewigen Reklamieren, Poularden und Puter. Ihr Ehrgeiz war eingeschlafen. Es dünnte ihr so gleichgültig, ob Frau Oswald oder sie mehr gefeiert wurde, ob sie, oder ihre Mama, oder irgend eine neu auftauchende Erscheinung die Hauptrolle auf dem Maskenfeste oder auf anderen Ballen spielte.

Sie fühlte sich abgespannt und unzufrieden. An mandem Morgen, wenn sie erwachte, blieb sie träge im Bett liegen und dachte: Wie bringe ich diesen Tag nur hin? Und dann begann sie an ihrer Unterlippe zu nagen und spann sich eigenförmig in ihre Grübeleien ein. Noch öfter kam ihr Abends, m Augenblick, wo sie sich ins Bett legte, der Gedanke: Jetzt wird's schwarz, und ich kann nicht einschlafen! Sie starrte in die rubiacerzfarbene Flamme und wachte nicht, sie auszuwachen. Einen Arm unter ihren Kopf legend, starrte sie unbeweglich gegen die Decke, bei jedem kleinen Geräusch zusammenzuckend.

Sie consultirte Doctor Zimmer, der ihr Ruhe, ein ganz regelmäßiges Leben und frühes Zubettgehen verordnete. Aber wie sollte Anna um zehn zu Bett gehen, wenn sie noch um zwei schlaflos lag? Sie zog einen anderen, jungen Frauenarzt zu Rath, von dem sie sich Morphium verschreiben ließ. Er nahm ihr das Verschreiben ab, das Mittel nur im äußersten Nothfall anzuwenden, indem er ihr die verberblichen Folgen auseinanderlegte. Sie versprach es

ihm. Aber mit der Zeit gewöhnte sie sich so daran, daß sie alle möglichen Anfälle anwendete, um sich die Medizin nur oft genug in der Apotheke erneuern zu lassen. An die Folgen dachte sie nicht, wollte sie nicht denken.

Seitdem ihr Mann fort war, hatte sie verlernt, mit der Zukunft zu rechnen. Sie hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß ihr ganzes Glück gerade in dem gegenwärtigen Augenblick lag; was kommen würde, konnte nur dunkel und schrecklich sein. Diese Sorge um das Wohl kommender Tage, die den Menschen dahin bringt, daß er frei pflanzt, arbeitet, schafft, die für ihn der notwendige Seelenballast ist, daß er sich nicht gänzlich verliert, war ihrem Leben abhanden gekommen. Deshalb war sie von dieser eigentümlichen Unruhe befallen, von diesem ballastlosen Schwanken aus übermüthiger Ausgelassenheit zu rettungslosem Trübsinn. Deshalb trieb sie Raubbau mit ihrem Leben, mit ihrer Gesundheit, mit ihrem Vermögen, mit allem.

Es war ein seltsames Leben der drei Frauen in diesem arden. Luxuriösen Hause, worin die Dienerschaft machen konnte, was sie wollte. Alle drei gingen ihren eigenen Weg und lebten fremd nebeneinander her. Manchmal nahmen sie nicht einmal die Mahlzeiten miteinander ein. Frau Düsselbach hatte sich dauernd in Horstmann's Zimmer eingequartiert und trieb dort ihre dunklen Geschäfte. Sie führte noch das Oberreitament im Hause, aber ganz den Blick auf das Große richtend, auf ihre Speculationen, bei denen Taufende auf dem Spiel standen, hatte sie den Sinn für die Kleinigkeiten des Haushalts verloren. Es herrschte eine heillose Unordnung. An allen Ecken und Enden wurde sie betreten. Eine Unmenge Rechnungen waren noch zu bezahlen, und manchmal fehlte es an dem nothwendigen Geld für die täglichen Ausgaben. Deshalb ließ sich seltener als früher sehen. Wenn er kam, fuhrwerke er nervös im Hause herum, schnauzte die Diensthöfen an, machte einen furchtbaren Lärm wegen einer Kleinigkeit, indem er auf dies Weiberregiment schimpfte, auf diese Lotteriwirtschaft, wo alles drunter und drüber ging. In der letzten Zeit rief er auch öfter seine Schwiegermutter und seine Schwägerin zu einer Beratung zusammen, weil ihm vom Gerichte aus Schwierigkeiten wegen seiner Vermögensverwaltung gemacht wurden. Dann rechnete er im Schweiß seines Angesichts und konnte doch nicht angeben, auf welche Weise diese und jene Posten verschwunden waren. Alice sah mit ihrem ironischen Lächeln dabei und sagte:

„Du verstehst eben nichts von Geschäften, mein Lieber!“

Die einzige, die dann Rath wußte, war Frau Regierungsrath. Sie nahm die ganzen Papiere mit auf ihr Zimmer und richtete bei aller schwebenden Klarheit eine solche Confusion an, daß auch der Richter nicht mehr klug daraus werden konnte. Da in dieser Zeit die Vormundschaffachen von stehvertretenden Assessoren geführt wurden, die sich alle Vierteljahre abwechselten, so schaute sich jeder, der Sache tiefer auf den Grund zu gehen, in der Hoffnung, daß der Nachfolger wohl mehr Klarheit in die Angelegenheit bringen würde. Aber Desowitz, der noch nicht die Kalkülirigkeit seiner Schwiegermutter hatte, wurde öfters oft und bange vor deren Mauthschäften. Nur in einem Runc waren sie untereinander einig. Wenn Frau Horstmann Geld verlangte von ihrer Mutter oder von ihrem Schwager, so fielen sie gemeinsam über sie her und redeten von Sparförmigkeit. Anna kümmerete sich nicht um das Geschwätz, sondern ließ einfach die Dinge auf Rechnung setzen.

Die ganze Zeit über hatte sie versucht, sich wieder ihrer Tochter zu nähern, und meistens war seit Lotte's Rückkehr ein äußerliches Einvernehmen hergestellt. Das junge Mädchen begleitete ihre Mutter auf den Spaziergängen und las ihr Abends manchmal vor. Aber in Gegenwart der Mutter füllte sich Lotte immer gedrüdt. Ihre besten Stunden waren, wenn sie allein auf ihrem Zimmer lag, oder wenn sie zu Fernow auf's Atelier ging. Dort hatte sie ein paar Malerinnen kennen gelernt, ältere Mädchen, die das junge, hübsche dem Nest entfallene Geschöpf unter ihre Nistkäse nahmen und bemutterten.

Lotte hatte sich noch immer nicht ganz damit abgefunden, daß sie in dem Hause geblieben war. Aber ihre ganze Jugend, ihre Lebenssehnsucht, bäumte sich dagegen auf, sich wieder in der Krankenstube ihrer Großmutter zu begraben. Und mit der Zeit wurden die nagenden Gewissensbisse abgestumpft. Sie verzog ihrer Mutter nicht; dies Verhältniß widerstrebte ihrem Gefühl. Aber ihr Verstand, vielleicht auch ihre Nachgiebigkeit, hatte allerhand Mäßigerungsgründe erfunden. Ihr Vater war geisteskrank, er war todt, wenigstens so gut wie todt, und ihre Mutter konnte sich als Wittwe fühlen. So lange er im Hause gewesen war, hatte Lotte nie etwas Unrechtes bemerkt. Das Verhältniß mit Hollender hatte erst begonnen, als er in die Anstalt gekommen war. Auf diese Weise fand sie sich ab. Aber die Sorge um ihren Vater blieb doch immer noch. Von Zeit zu Zeit ergriff sie eine wahre Angst um sein Schicksal, sie nahm sich vor, hinzureisen und sich persönlich von seinem Wohlergehen zu überzeugen. Aber sie kam nie dazu, ihren Entschluß auszuführen. Sie begnügte sich, bei jedem Brief, der aus der Anstalt kam, ihre Mutter nach seinem Befinden zu fragen. Diese gab stets die gleichen Antworten. Es ging nicht besser, nicht schlechter. Er lebte zufrieden in Reichenberg und hatte das Interesse für

die Außenwelt verloren. Die Folgen ihres Besuchs hatte Anna ihrer Tochter verschwiegen. Sie hatte ihr nur gleichgültige Dinge erzählt, die geeignet waren, das junge Mädchen zu beruhigen.

Eines Nachmittags im Januar kehrte Anna von einem kurzen Spaziergang zurück. Es war ein unglücklicher Tag gewesen, ohne Sonne, frostig und doch nicht winterhaft. Als sie nach Hause ging, träufelte der Abendwind den dunklen Wasserpiegel der Landstraße, ein paar spärliche Schneeflocken schwebten verlor in der Luft, alles war grau und dumpf — ein wahres Grab der Fröhllichkeit.

Im Haus traf Anna Bert an. Eine Cigarette rauchend, ging er im Zimmer auf und ab. Er hatte ein gutes Diner mitgemacht und verhoffte sich jetzt Bewegung. Nachdem sie unter dem Theesessel die Spirituslampe entzündet hatte, rückte sie den Sessel an den Fenstern und blickte in die langgeschlängelten Augen.

„Also, was giebt's Neues?“ fragte Bert.

„Ich habe bessere Nachrichten bekommen.“

„Wie so?“

„Nun, es geht ihm besser. Er ist aufgestanden und war auch schon einige Stunden im Freien.“

Bert sah sie spöttisch an und murmelte:

„Das nennst Du bessere Nachrichten? Glaub' mir, für ihn wie für uns wäre es besser gewesen, wenn die Geschichte anders verlaufen wäre.“

Einen Augenblick schweigend.

„Ich hab' manchmal auch so gedacht und gewußt, er wäre todt.“

„Das hätte die ganze Lage ungeheuer vereinfacht.“

„Vielleicht... Jetzt wünsche ich ihm von mir aus alles Gute. Wenn ich ihn glücklich machen könnte, auf Kosten meines eigenen Glücks — ich glaube, ich thät's.“

Bert, der sich vor dem Spiegel gemüthert hatte, ging wieder auf und ab. Dann blieb er bei Anna stehen und schüttelte den Kopf.

„Ihr Frauen seid komische Geschöpfe!“

„Sie suchte die Nabeln.“

„Ich wollte, er käme, nähme sein Haus, sein Geld, alles zurück... So weit bin ich schon gekommen.“

„Und was passiert mit mir?“

Sie nahm seine Hand und legte den Kopf daran.

„Dich müßte ich behalten!“

Bert lächelte betrieblig und ging wieder auf und ab.

Die Dunkelheit wurde immer tiefer, die beiden waren nur noch als schwarze Schatten zu erkennen.

„Wart' Du auf dem Bureau?“

„Nein. Da geht's besser ohne mich!“

Nach einer Weile fragte er:
„Ist Lotte zu Hause?“

„Ja, weiß nicht. Sie ging gleich nach dem Essen fort.“

Sie sprachen nur hin und wieder ein Wort. Als das Abendessen lachte, löschte sie die Flamme aus und hing das Key mit den grünen Wäldern in den Kessel. Dann setzte sie sich auf das Sofa.

„Komm' doch, seh' Dich zu mir!“

Er nahm in einem Sessel an ihrer Seite Platz. Sie legte nachdenklich ihre Hand auf seine Schulter. So saßen sie eine Weile, während sie ihn schweigend ansah.

„Wenn ich Dich besterem müßte! ... Warum bist Du actern nicht gekommen?“

„Ich kann doch nicht jeden Tag kommen! Das fällt auf.“

„Da willst du's nicht! Gestern warst Du bei Frau Oswald.“

„Er umgelte die Stirn.“

„Darf ich nicht mehr andere Leute besuchen? Das ist ja lanquellig, dies Spionieren.“

„Ich spioniere nicht, geh' nur hin!“ sagte sie müde.

Sie erkundigte sich nach dem Bierbrauer, der seit einiger Zeit wieder an Wasserjudi litt. Bert meinte, es ginge ihm schlecht, er würde wohl nächstens abtragen.

„Wenn sie Wittwe wird, könntest Du sie ja heirathen.“

„Was Du für Ideen hast!“

„Ich meine es ja nur im Scherz.“

sagte sie mit einem Lächeln.

Tann zog sie seinen Kopf an sich und drückte einen langen Kuß auf seinen Mund.

Es klopfte an der Thür. Bert sprang hastig auf und that ein paar lautlose Schritte zum Fenster. Der Diener kam, trug die brennende Lampe herein, und ging dann wieder hinaus.

„Es ist so dumm, daß man vor jedem Diensthöfen Angst haben muß!“ sagte Hollender mürrisch.

„Das brauch' Du wirklich nicht, mein Lieber. Es kommt hier Niemand herein, ohne anzuklopfen.“

„Und wenn er vorher durch's Schließelloch sieht?“

Anna zuckte die Achseln.

„Was thut das? Ich kümmerer mich wirklich nicht um die Meinung der Diensthöfen!“

„Über ich! Durch deren Matsch erfahren auch andere Leute, was zwischen uns los ist. Es wird so wie so schon über uns geklatscht!“

„Wer klatscht?“

„Alle unsere Bekannten! Du würdest schon erkannt sein, wenn Du hörtest, was man sich über unser Verhältniß für Bemerkungen erlaubt.“

„Das paßt mir nicht! Das ist auch höchst gefährlich für Dich! Deshalb müssen wir bedeutend vorsichtiger sein als bisher!“

„Soll das heißen, daß Du noch seltener kommen müßt als früher?“

(Fortsetzung folgt.)